

Die beiden Exemplare aus Rust und Donnerskirchen waren beim Umherstreifen offensichtlich aus dem Freien in die Räume geraten. Das Donnerskirchner Exemplar wurde nicht eingefangen, ist einen Tag später noch einmal im gleichen Raum gesehen worden und dann offenbar wieder ins Freie hinübergewechselt.

Es ist anzunehmen, daß diese interessante Tierart im Burgenland auch an anderen Stellen außer den vier genannten Fundplätzen vorkommt. Für Mitteilungen weiterer Funde wäre der Verfasser dankbar.

LITERATUR:

- Attems, K.: Myriopoden von Kreta, nebst Beiträgen zur allgemeinen Kenntnis einiger Gattungen.
Sitzungsber. d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch., math.-naturw. Kl. Abt. I 111, 527—614, 1902.
- Attems, K.: Die Myriopodenfauna der Ostalpen.
Sitzungsber. d. Öst. Akad. d. Wissensch., math.-naturw. Kl. Abt. I 158, 79—153, 1949
- Attems, K.: Myriopoda in Franz, H. — Die Nordost-Alpen im Spiegel ihrer Landtierwelt Bd. 1, 1—664, Innsbruck 1954.
- Crome, W.: Myriopoda — Tausendfüßer in Stresemann, E. — Exkursionsfauna — Wirbellose I, 1—494, 3. Aufl. Berlin 1967.
- Daday, E.: Myriopoda Regni Hungariae, 1—126, Budapest 1889.
- Elsner, J.: Die Spinnenassel *Scutigera coleoptrata* L. (araneoides Pall). Mitteilungen des Badischen Landesvereines für Naturkunde, Freiburg i. B. N. F. 2, Heft 6, 1—2; 1928.
- Kaestner, A.: Lehrbuch der speziellen Zoologie, Teil I, 5. Liefg. 981—1423, Stuttgart 1963.
- Klingel, H.: Vergleichende Verhaltensbiologie der Chilopoden *Scutigera coleoptrata* L. („Spinnenassel“) und *Scolopendra cingulata* Latreille (Skolopender) Z. Tierpsychol. 17, 11—30, 1960.
- Kühnelt, W.: Grundriß der Ökologie, 1—402, Jena 1965.
- Schüz, E.: Zur Deutung der Zugscheiden des Weißstorchs. Vogelwarte 22, 194—223, 1964.
- Tischler, W.: Myriopoda, Tausendfüßler in Brohmer, P. — Fauna von Deutschland, 1—595, 10. Aufl. Heidelberg 1969.
- Verhoeff, K. W.: Chilopoden von Kärnten und Tauern, ihre Beziehungen zu europäischen und mediterranen Ländern und über allgemeine geografische Verhältnisse. Abh. Preuß. Akad. d. Wiss., Math.-naturw. Kl. Nr. 5, 1—39, 1940.

KLEINE MITTEILUNGEN

Österreich und Frankreich: Ein Beispiel heutiger Kulturbeziehungen¹

Von Henri Perrin, Wien

Ich möchte von einem Zitat ausgehen, das ich dem Werk eines der Schriftsteller Ihres Landes entnommen habe, den ich sehr verehere und der auch bewiesen hat — nicht nur angedeutet —, daß die österreichische Literatur viel mehr als eine Provinz der deutschen ist. Wir leben, sagt man, in einem „technisierten Zeitalter“. Meinem Mentor sei hier das Wort überlassen:

¹ Vortrag, gehalten am 2. Dez. 1970 anlässlich einer Festveranstaltung der Österreichisch-französischen Gesellschaft in Eisenstadt.

„Die Technisierung ist keine Ursache, sondern ein Symptom. Es ist wie beim sogenannten Überschießen einer Schiffsladung; plötzlich verlegt sich der Schwerpunkt. Plötzlich stürzt alles Genie in die Mahlgänge des zweckmäßigen, also des direkten, gradlinigen Denkens, und vermeidet die providentiellen Umwege geistiger Prozesse immer mehr; schon auch erscheinen sie als rückständig. Das Denken wird gleichsam zur Geraden ausgereckt, zur kürzesten Verbindung zweier Punkte, deren anderer schon ihre Durchführung ist. Alles übrige läuft nebenher. Es heißt seit dem Kultur, ein Ausdruck, den es in der heutigen Bedeutung noch gar nicht so lange gibt. Auch der „kulturelle“ Sektor wird zweckmäßig bearbeitet: man fördert hier Begabungen und denkt diese Begabungen als ebenfalls zweckmäßig organisiert: Hervorbringer von Werken.“²

Eiße Verurteilung der „Kulturbeziehungen“ durch die Feder des Heimito von Doderer? desselben Doderer, der selbst Kulturbeziehungen auf beispielhafte Weise praktizierte, da er in Paris einen Vortrag in deutscher Sprache über „Grundlagen und Funktion des Romans“ im Jahre 1958 hielt und 1964 in Athen in französischer Sprache über „Le renouveau autrichien (Von der Wiederkehr Österreichs)“ referierte.

Wie jede tiefgründige, um nicht zu sagen doppelgründige Bemerkung des „Dämonen-Autors“ reizt auch diese zur Bejahung und zugleich zum Widerspruch. Daß das Wort „Kultur“ in unserem heutigen Sprachgebrauch ein Neuling ist, stimmt vollkommen: es erscheint auf französisch — „culture“ — erstmals um das Jahr 1830 und wird als „Übernahme eines deutschen Begriffs“ betrachtet. Eine „kulturelle Beziehung“, schon damals.

Wo es ums „Genie“ geht, dürfen wir auch keine eigenen Argumente ins Feld führen. Denn ein solches verachtet die Grenzen, negiert die Sprachunterschiede; „die providentiellen Umwege geistiger Prozesse“ erlauben ihm etwa, mitten im Krieg zu dem heiteren Zwischenraum zurückzufinden, den die Götter dem künstlerischen Schaffen vorbehalten haben. Als Beispiel sei wieder Doderer angeführt, der unter der Uniform eines Luftwaffenoffiziers zwischen Mont-de-Mirisan in Frankreich und Kursk in Rußland die „Strudlhofstiege“ als triumphale Bühne ersann. Oder, um das „nationale“ Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, Henri Beyle, der sich auf einer von Ihnen wohlbekannten Landstraße zum Stendhal entwickelte:

Es war vielleicht die einzige Gelegenheit in meinem ganzen Leben, dieses berühmte Ungarn kennenzulernen. Ich fand ein herrliches Land, wunderbare Reben, eine herrliche schmale Straße, beiderseits von einer Reihe junger Edelkastanienbäume begrenzt, diese Straße zog ihre weiße Linie mitten durch das Grün der Wiesen und der Ernten, die Aussicht veränderte sich halbstündlich; links, zuerst, der Schneeberg, später dann entfernte sich die Straße von diesem weißen Gipfel und die Landschaft wird weich und majestätisch: statt kleinen Bergspitzen langgestreckte Hügelketten und, am Horizont, ein genannter See.

So fuhr ich nach Eisenstadt und von dort an die Ufer des Sees, den Du auf den Karten sehen kannst.

Ich glaube, Dir bereits erzählt zu haben, daß ich vor meiner Rückkehr nach Frankreich nach Warschau und Neapel hätte fahren sollen. Ich werde es brau-

² Heimito von Doderer, Die Wiederkehr der Drachen („Der Fremdling Schriftsteller“).

chen. Der Abschied von Wien wird mir das Herz zerreißen; aber schon vierzehn Tage danach werde ich mich seiner nur mehr angenehm erinnern, ganz besonders auf Reisen . . .“³

Eine kleine Zahl von Kosmopoliten also, die noch keine Kulturbeziehungen kannten und das Wort wohl nicht verstanden hätten.

Dieses Urteil von Doderer sollte, meiner Meinung nach, weniger die Technisierung als die sogenannte „Aufklärung“ treffen, die natürlich am Ursprung dieser schematischen Denkweise steht, die der Schriftsteller anprangert und die auch für das Erwachen des Nationalismus verantwortlich ist, das übrigens auf der Bühne der Gechichte fast gleichzeitig mit dem Wort „Kultur“ sein Auftreten hat.

Allmählich wird die Historie zu diesem „gefährlichsten Erzeugnis geistiger Chemie“, von dem Valéry spricht. Andere Völker werden mit Gemeinplätzen abgetan: man versucht, sich von seiner Einmaligkeit, von seiner Überlegenheit zu vergewissern, indem man über „die Deutschen, die Engländer, die Österreicher, die Franzosen“ schlechthin Pauschalverdammungen ausspricht. Die Liste dieser Vorurteile wäre ganz lustig, aber sehr lang.

Auch die kriegerischen Auseinandersetzungen werden ideologisch gefärbt. Sie haben die Deutlichkeit verloren, man möge mir den Ausdruck verzeihen, die die Familienstreitigkeiten zwischen Bourbonen und Habsburgern kennzeichnete. Als an einem 2. Dezember — man schrieb 1805, vor einhundertfünfundsechzig Jahren also — die Kanonen bei Austerlitz donnerten, ging es nur um die Herrschaft in Europa, aber nicht um den Besitz der geistigen Substanz Europa.

Die „Kulturbeziehungen“ in der Form, wie wir sie heute kennen, stellen also einen Versuch dar, diesen Prozeß der „terrible simplification“ rückgängig zu machen. Man könnte, fast ohne Übertreibung und obwohl in unserem Fall die Rede von staatlichen Bemühungen und Einrichtungen sein wird, von einer Abkehr vom Intellektualismus sprechen, in dem Maß, in dem uns dieser die denkbar schlechtesten Dienste erwiesen hat. Als Beispiel sei nur die in 1914 in Paris erfolgte Beschlagnahme der Manuskripte von Rainer Maria Rilke angeführt. Daß er Dichter war, spielte keine Rolle: er wurde in Folge dieser bedauerlichen Vereinfachung zum Untertan einer feindlichen Macht gestempelt. Keiner kümmerte sich um die Proteste von Rodin und Gide und die Papiere gingen verloren.

Unsere Mitmenschen also wurden, als sie zur sogenannten Bildung aufstiegen — und der Kampf gegen den Analphabetismus zeitigt manchmal seltsame Ergebnisse, indem er Zeitungsleser und Kultur identifiziert — Opfer einer fatalen Zwiespältigkeit. Einerseits wußten sie mehr über die anderen Völker — Reiseberichte, Beiträge über Politik und Kunst, um den Klatsch über das Privatleben berühmter Persönlichkeiten nicht zu vergessen, füllten die Illustrierten und die Auflagen der Buchhändler. Bald wird auch mit dem Ansteigen des Lebensstandards der Tourismus eine Massenerscheinung. Andererseits aber, unter dem Einfluß der schon erwähnten „-ismen“, wies diese Fülle von Informationen mehr auf das Trennende als auf das Gemeinsame hin. Unterschiede in der Lebensweise, in den Sitten, sogar in der Sprache wurden sehr häufig als „Entartung“ abgetan (nicht nur in der Kunst!). Der Gipfel dieses „emotionellen“ Rationalismus —

3 Stendhal: Brief an die Schwester Pauline; Wien, 25. 7. 1809.

denn um einen solchen geht es hier leider — scheint mir in der „Entwelschung“ zu liegen, durch die die deutsche Zunge von jeglichem französischen Vokabel befreit werden sollte. „Am deutschen Wesen“ die Folgeerscheinungen dieses Leitsatzes sind uns noch in allzu guter Erinnerung. Nur dem „Reinigungsprozeß“ zu vergleichen, bei anderen Umständen, da der 1. Weltkrieg eben ausgebrochen war, der in Frankreich die „Wiener Bäckereien“ und „Wiener Kaffees“ in „Lütticher Backstuben“ und Brasserien verwandelte.

Nach der 1. Katastrophe — 1918 — fing man an, sich über die Zukunft unseres Kontinents — wenn auch nur für zu kurze Zeit — Gedanken zu machen. Man erinnere sich an die eindringliche Mahnung, die Paul Valéry 1919 schrieb:

„Auf einer riesigen Terrasse von Elsinore, die von Basel nach Köln, bis zum Sandstrand von Nieuport, zu den Sümpfen der Somme, dem Kreidegestein der Champagne und dem Granit des Elsaß, bis nach Galizien und in die Dolomiten reicht — blickt der europäische Hamlet auf eine Million von Gespenstern.

Jedoch er ist ein intellektueller Hamlet. Er grübelt über Leben und Tod der Wahrheiten nach. Er hat als Geister alle Kernpunkte unserer Streitigkeiten, als Gewissensbisse alle Namen unseres Ruhms; er bricht unter der Last der Erfindungen und der Erkenntnisse zusammen, unfähig, sich bei dieser unbeschränkten Tätigkeit zu verbessern. Er denkt daran, wie unangenehm es ist, die Vergessenheit zu wiederholen, wie verrückt es ist, immer wieder zu erneuern. Er taumelt zwischen zwei Abgründen, denn zwei Gefahren bedrohen unaufhörlich die Welt: die Ordnung und die Unordnung . . .“⁴

Und es ist sicher kein Zufall, daß die Gründung des „Service des Oeuvres“ im Pariser Außenministerium gerade um diese Zeit — 1920 — stattfand. Die Ansätze waren auch ganz bescheiden; es ging zunächst um die Pflege und Förderung der französischen Schulen im Ausland, die manchmal auf eine sehr lange Tradition (im Nahen Osten seit dem XVI. Jahrhundert) zurückblicken konnten und die ein Privatgremium — die „Alliance Française“ — ihrerseits seit 1884 kräftig unterstützte. Bald aber erkannte man, daß der Begriff „Sprache“ von demjenigen der „Kultur“ untrennbar war. Die Wandlung, die sich in der Welt vollzog, führte übrigens dazu, daß die ehemalige Ausstrahlung einer Zivilisation nicht mehr zu den selbstverständlichen Dingen gehörte; der Sonnenkönig brauchte keine Kulturabteilung

Nach einem blutig erkauften Sieg war also Frankreich damals zu der Erkenntnis gekommen, daß eine konsequente kulturelle Tätigkeit im Ausland zur „Entmythisierung“ der Zeitgeschichte unbedingt notwendig war: die meisten Staaten der Welt sind im Verlauf der letzten Jahrzehnte diesem Beispiel gefolgt, wenn auch unter andersartigen Formen (British Council, Goethe-Institut, usw. . . .)

Es würde zu weit führen, heute abend eine Übersicht über die Entwicklung der sogenannten französischen Kulturpolitik zu geben. Die Rolle, die ihr zuerkannt wird, spiegelt sich in der Tatsache wider, daß sie am Pariser Quai d'Orsay eine eigene Generaldirektion besitzt — wie die politischen und die wirtschaftlichen Belange. In deren Benennung kommt übrigens klar zum Ausdruck, daß Schöngesterei allein oder Schwärmerei der Sache nicht mehr Genüge tun: diese Instanz

4 Paul Valéry: Variété — La crise de l'esprit européen (1919).

ist für kulturelle, wissenschaftliche und technische Beziehungen zuständig, wobei die Folge der Adjektive nicht nur durch die alphabetische Reihenfolge (im französischen) bestimmt wurde. Bedenkt man, daß es fast 35.000 Lehrer sind, die diese Generaldirektion in 110 verschiedene Länder der Erde schickt, bekommt man eine Idee der auf diesem Gebiet erbrachten Leistungen und Anstrengungen. Auch die Teilnahme des französischen Botschafters an einer kulturellen Veranstaltung ist keine Zufallserscheinung: man denke an Jean Giraudoux, Paul Claudel, Saint-John-Perse, alles diplomatische Vertreter Frankreichs und Schriftsteller ersten Ranges.

Trotz mancher Befürchtungen — man weiß, mit welchem Argwohn die französischen Demokraten jede Initiative ihrer eigenen Regierung verfolgen, als ob ihnen diese Regierung aufgezwungen worden wäre —, trotz mancher Befürchtungen hinsichtlich einer allzu starren Planung hat sich diese Kulturpolitik bewährt. Es sei als einziger Beweis dafür angeführt, daß das unabhängig gewordene Algerien nach Beendigung des Krieges mehr französische Lehrer denn je gebraucht hat.

Diese allzu lange Einleitung läßt sich vielleicht dadurch entschuldigen, daß sie einem Anliegen entspricht. Ihre Einladung gab mir nämlich Anlaß, über Zwecke und Ziele, Inhalt und Zweckmäßigkeit unserer Tätigkeit nachzudenken. Diese geschieht nämlich nicht, wenn die Prosa, die der berühmte M. Jourdain bei Molière verfaßte, „ohne es zu wissen“. Da Rundfunk und Fernsehen jeden großen Künstler, jeden Nobelpreisträger, jede Modeerscheinung frei Haus liefern, sind nicht die „Kulturbeziehungen“ schon überholt und überflüssig geworden? Bei dieser Frage zeigt sich jedoch, daß Ihre neue Gesellschaft und unser Kulturinstitut vor den gleichen Problemen stehen. Ich würde sogar die Parallele weiterziehen und sagen, daß Österreich und Frankreich sich bei manchem in einer vergleichbaren Lage befinden. Durch die Erbschaft einer großen Tradition, einer reichen Geschichte verpflichtet, versuchen beide Völker, den Erfordernissen der heutigen Welt gerecht zu werden ohne ihre Eigenständigkeit über Bord zu werfen. Die ganze Tragweite der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern darf ich nur erahnen; es sind nämlich noch keine drei Monate her, daß mir die Ehre widerfuhr, nach Wien berufen zu werden. Ein anderer hätte es vermocht, Ihnen ein viel besseres und farbigeres Bild zu geben; es sei mir an dieser Stelle erlaubt, einen dankbaren Gruß an M. Arnold auszusprechen, der Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stand und dessen unermüdliche Arbeit heute einen weiteren Höhepunkt gefunden hätte.

Die drei französischen Institute, die es in Österreich gibt — Wien, Graz und Innsbruck, mit Nebenstellen in Linz, Salzburg, Krems und Baden — haben mannigfache Aufgaben. Auf dem sprachlichen Sektor begnügen sie sich nicht damit, bloßen Sprachunterricht zu geben; die Errichtung eines pädagogischen Zentrums in Wien erlaubt uns, methodische Versuche weiterzuführen und Fortbildungstagungen für Romanisten zu veranstalten.

Ein reger Austausch von Lehrern und Assistenten ist eine logische und recht erfreuliche Folge dieser Entwicklung; und ich darf es nur begrüßen, daß die Hauptstadt des Burgenlandes wieder zu „ihrer“ Assistentin gekommen ist.

Auf vielen anderen Gebieten wird ein ähnliches Kommen und Gehen bemerkbar: Stipendiaten, z. B., die als Gäste einer französischen und österreichischen Universität nicht nur die Romanistik bzw. die Germanistik vertreten, sondern auch

in wachsender Zahl bei anderen Fakultäten oder Instituten immatrikuliert sind. Nicht daß wir von der eingangs erwähnten „Technisierung“ befallen wären; es ist nur recht und billig, darauf hinzuweisen, daß der gallische Einfallsreichtum sich nicht in der Belletristik oder in der Philosophie erschöpft. Vielleicht könnte man uns doch ein elitäres Denken vorwerfen, da dieser Austauschprozeß sich anscheinend nur auf Personen beschränkt, die der französischen Sprache mächtig sind. Ein Merkmal dieser erneuerten Kulturpolitik liegt aber in den Bemühungen, die beiderseits gemacht werden, um dem Sprachkundigen den Zugang zum anderen Volk zu eröffnen. Referate, Studienreisen, Jugendaustausch — die Aufzählung allein bleibt leider zu theoretisch — tragen dazu bei, bestehende Unkenntnisse oder Vorurteile zu beseitigen. Und es wird mit Recht die Hoffnung gehegt, daß diese vielen Jugendlichen, die an einem Segelkurs in Frankreich oder an einem Skilager in Österreich teilnehmen, sich allmählich die Sprache des Gastlandes aneignen werden, was eine Voraussetzung zum tiefgreifenden Verständnis bleibt.

Darüber hinaus bleibt auch noch das weite Feld des kulturellen Lebens. Das österreichische Kulturinstitut in Paris kann sich rühmen, die Franzosen auf die erstaunliche Blüte der modernen österreichischen Kultur aufmerksam gemacht zu haben. Es seien nur die Namen von Musil oder Broch, Schönberg oder Webern, von Loos oder Hundertwasser erwähnt; mancher meiner Landsleute wäre sonst — was übrigens schon lobenswert war — bei Hugo Wolf, Rilke und Kafka (als Vertreter österreichischen Geistes) geblieben. Wenn es nicht allzu unschicklich ist, „pro domo“ zu sprechen, darf ich auch in diesem Zusammenhang sagen, daß unsere Programme versuchen, den modernen Strömungen in Frankreich gerecht zu werden, die jungen Forscher, Schriftsteller, Filmautoren zu Wort kommen zu lassen, kurz: überall gegenwärtig zu sein, wo die Festspiele und die „mass-media“ nicht hinreichen.

Ein Kulturabkommen — 1947 — hatte den Rahmen für diese Beziehungen gesetzt. Die harmonische Zusammenarbeit, zu der es zwischen den Behörden und den offiziellen Vertretern unserer Länder gekommen ist, gründet sich nicht auf Paragraphen: sie hat viel mehr ihren Ursprung in der Erkenntnis, daß wir komplementär bleiben, daß die Polarität Wien—Paris das ganze Spannungsfeld des heutigen Geisteslebens bezeichnet. Nun wäre diese staatliche Aktion, wenn schon nicht zum Scheitern, so denn doch auf lange Strecken zur Sterilität verdammt, wenn es nicht „Menschen guten Willens“ gäbe, die in ihrer Sphäre, in ihrer Familie, an ihrem Arbeitsplatz den Gedanken der internationalen Verständigung weitertragen würden. Es scheint mir symbolisch, daß eine österreichisch-französische Gesellschaft heute in Eisenstadt ins Leben gerufen wird, in einem Grenzland, das an den Kriegswirren genug gelitten hat, wo man aber für die Eigenart des anderen empfindlich geworden ist, wo sich so viele Kulturen bereits getroffen haben und wo man besonders den Wunsch spürt, aus dem engen Horizont der Vergangenheit herauszukommen.

Die dritte Etappe: vom Menschen zum Menschen, wird also hier verwirklicht. Möge sich dieser neue Bund festigen; dem „spiritus rector“ dieses Vereins, Herrn Prof. Bauer, gebührt Hochachtung und Dankbarkeit, ebenso wie allen, die ihm geholfen haben. Beim Anschauen so vieler und anmutiger Gesichter, kann ich nur feststellen, daß bei dieser Taufe, wie in den Märchen unüblich, nur gute Feen eingeladen zu sein scheinen.